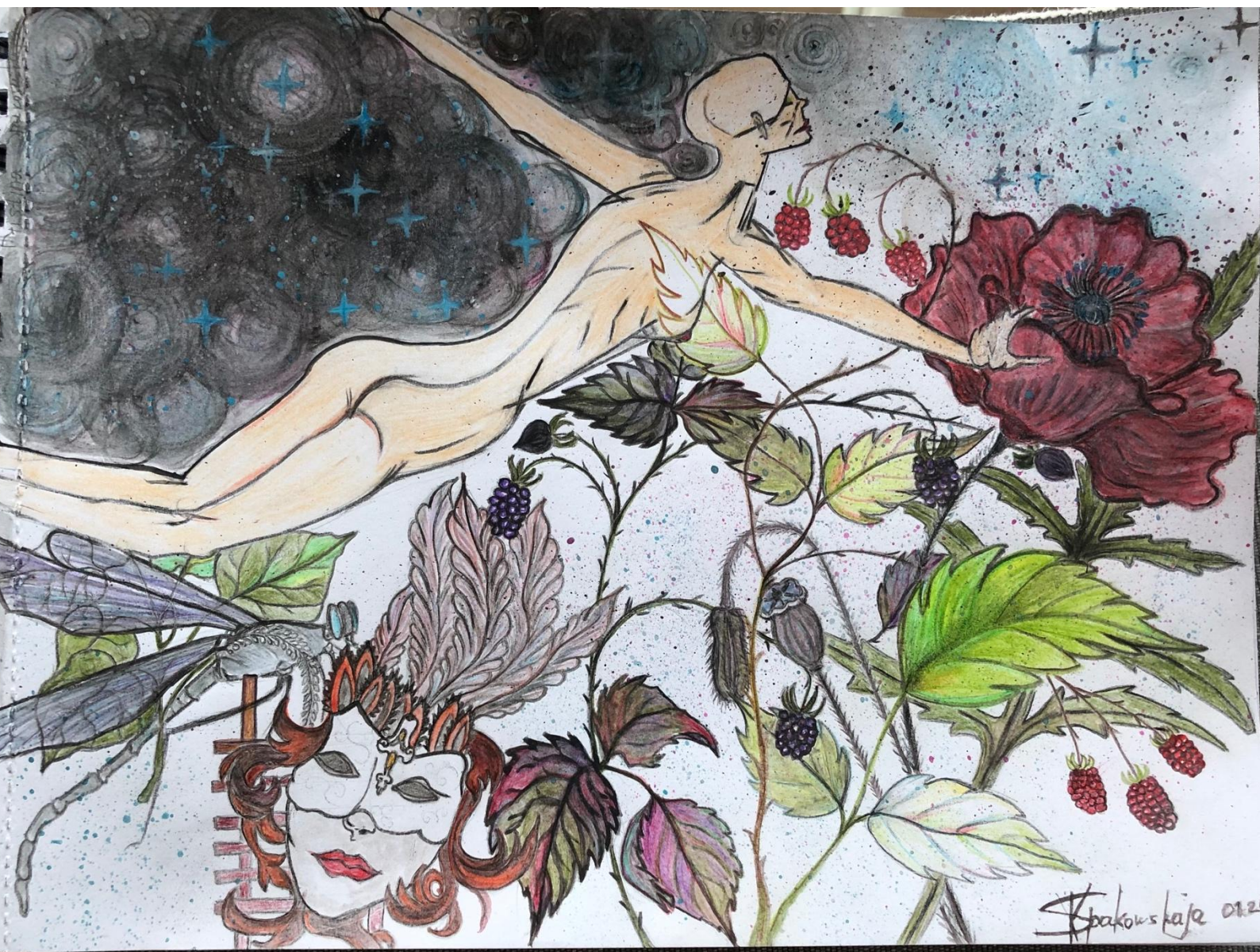


Antiutopisches Drama

Autor: Kristina Spakowskaja

Schwebend leicht im Rausch der unendlichen Endlichkeit



Schwebend leicht im Rausch der unendlichen Endlichkeit ist ein eindringliches Drama über Herkunft, Schuld, Selbstverwirklichung – und die letzte, radikale Frage nach dem Sinn eines gelebten Lebens.

Im Mittelpunkt steht Lisa – eine Frau der Gegensätze. Mit 36 Jahren ist sie eine international anerkannte Journalistin, eine Stimme mit Gewicht, eine Suchende, die Hindernisse, Armut, Gewalt und emotionale Verwahrlosung hinter sich gelassen hat. Sie hat gekämpft, sich gebildet, sich selbst erschaffen. Und doch holt sie das Unausweichliche ein: die Diagnose Krebs, unheilbar.

Angesichts ihres nahenden Todes kehrt Lisa an den Ort zurück, an dem alles begann – in das verfallene Haus ihrer Kindheit. Zwischen bröckelndem Putz, dem Geruch von Bohnerwachs und den Schatten einer alkoholgezeichneten Familie beginnt eine Reise durch ihre Erinnerung. Das Haus wird zum Resonanzraum ihrer Vergangenheit: zur Bühne von Vernachlässigung, Schuld und Gewalt – aber auch von unerschütterlicher innerer Kraft.

Lisa wuchs in einer Welt auf, in der Schweigen lauter war als Worte. Eine Mutter, die sich im Alkohol verlor. Ein Großvater, dessen Zorn mehr über seine Ohnmacht verriet als über das Kind, das er verletzte. Ein Vater, gebrochen von Gewalt und Angst. Zwischen Stallgeruch und Fabrikdampf, zwischen Kirschbaum und Friedhof, lernte Lisa früh, dass Überleben mehr bedeutet als Atmen. Sie wurde erwachsen, bevor sie Kind sein durfte.

Und doch brannte in ihr ein Feuer – ein unbeugsamer Wille zu verstehen, zu hinterfragen, anders zu werden als jene, die aufgegeben hatten. Bücher wurden zu Fluchtwegen, Sprache zu ihrer Waffe, Journalismus zu ihrer Berufung. Sie wollte Wahrheit – über die Welt und über sich selbst.

Das Besondere an diesem Roman ist seine Struktur: Das Buch entfaltet sich in drei Teilen – drei mögliche Lebenswege Lisas. Drei Varianten ihrer Biografie, die sich an entscheidenden Momenten verzweigen. Was wäre geschehen, hätte sie anders entschieden? Wäre sie glücklicher geworden? Hätte sie sich selbst verloren – oder gefunden?

So entsteht ein vielschichtiges Gedankenspiel über Schicksal und Freiheit, über Determination und Wahl. Jede Version ihres Lebens trägt Licht und Schatten, Triumph und Verlust in sich. Und jede führt unausweichlich zu der Frage: Was bedeutet Erfüllung – wenn die Zeit begrenzt ist?

Der Titel ist dabei Programm. „Schwebend leicht im Rausch der unendlichen Endlichkeit“ beschreibt Lisas inneren Zustand: das Gleichgewicht zwischen Hitze und Kälte, zwischen Leidenschaft und Erstarrung, zwischen dem Wunsch nach Auflösung und dem Bedürfnis nach Bestand. Wie eine Schneekönigin im Feuerkleid verkörpert sie die bewusste Vereinigung der Extreme. Ihre Reinheit ist nicht Naivität, sondern Klarheit nach dem Brennen. Ihre Stärke ist nicht Härte, sondern Integration.

Dieses Buch ist keine lineare Lebensgeschichte. Es ist eine Meditation über Identität. Eine poetische Auseinandersetzung mit Kindheitstrauma, sozialer Verwahrlosung, Schuld und Selbstvergebung. Und letztlich ein zutiefst menschliches Porträt einer Frau, die ihr ganzes

Leben nach Vollkommenheit suchte – nur um am Ende zu erkennen, dass Erfüllung vielleicht nicht im Perfekten liegt, sondern im gelebten Mut.

Ein Roman über das Fallen und Aufstehen.

Über das Fragen ohne endgültige Antworten.

Und über die leise, brennende Würde eines Menschen, der sich selbst nicht aufgegeben hat – selbst dann nicht, als die Zeit zu Ende ging

Prolog

Schwebend im Rausch der unendlichen Endlichkeit,

Gleite ich voran in den Schluchten der Zeit.

Durch Raum und Fels, unbegrenzt in der Weite,

Suchend nach der Lösung der Unendlichkeit.

Fühle mich frei, doch fesselt mich der ewige Stein,

Verloren in der grenzenlosen Unendlichkeit,

Gefangen im Sog der endlosen Realität,

Und doch, in diesem Rausch, erspüre ich Leichtigkeit.

Die Welt um mich herum verschwimmt und verblasst,

In meinem Inneren finde ich den Frieden, der lange verpasst.

Die Grenzen des Sinns verschwinden, werden unsichtbar,

Ich tanze im Einklang mit dem Universum, unvergänglich und klar.

Im Rausch der unendlichen Endlichkeit schwebe ich,

Ein Teil des Ganzen, ein Funke in der Unendlichkeit.

Ich erkenne die Schönheit in jedem Augenblick

Und lasse mich von der Realität nicht brechen, nicht im geringsten Stück.

Schwebend leicht im Rausch der unendlichen Endlichkeit,

gehe ich zurück zum Ursprung, erblicke die Realität,

Und im Moment, in dem ich mich erkenne,

Bin ich eins mit allem, was ist, und das ist meine wahre Existenz,

unendlich und echt.

Die Kräfte der Natur hatten dem alten Haus ihren unausweichlichen Tribut abverlangt. Es zerfiel langsam, als verharre es in einem endlosen Dialog mit der Vergänglichkeit. Der Putz löste sich schichtweise von den Wänden, als wolle er die Geschichten, die sie trugen, freilegen. Und doch: Ein Zimmer schien vom Zahn der Zeit verschont geblieben zu sein, als hätte es sich dem Verfall widersetzt — oder sei schlicht vergessen worden, wie eine Erinnerung, die sich weigert zu verblassen.



Nach einem Vierteljahrhundert war Lisa zurückgekehrt. Der Ort ihrer Kindheit hatte sie nie ganz losgelassen. In den stillen Stunden ihres Erwachsenenlebens war er immer wieder vor ihrem inneren Auge erschienen, als wäre er nicht bloß ein Ort, sondern ein Zustand der Seele — ein Kompass, der unbeirrt auf etwas Ursprüngliches wies. Trotz der geographischen Ferne lebte er in ihr fort, durchträumte Nächte, in denen sie den alten Pfad zurückging, als würde ihre Erinnerung einen Weg bahnen, den die Zeit selbst nicht zu überwuchern vermochte. Nun stand sie davor. Die Ruine ragte wie ein Mahnmal aus dem hohen Gras, ein verfallenes Fragment einer vergangenen Welt. Jedes Brett, jeder Riss sprach in der Sprache der Zeit, und Lisa trat ein, als betrete sie einen sakralen Raum der Erinnerung. Das Gras, das einst der Garten war, hatte sich aufgelehnt, war hochgeschossen wie der ungelebte Teil eines Lebens, das weiter wuchs, obwohl niemand mehr zusah.

Im Inneren herrschte eine fast heilige Stille. Und dort, im Halbdunkel, erkannte sie den Raum wieder, in dem sie als Kind geträumt, gespielt, geflucht und gehofft hatte. In der Ecke stand noch immer der alte Kleiderschrank, nun eingekreist von Müll und der stummen Präsenz einer rotbraunen Katze. Das Tier saß da, reglos wie ein lebendiges Symbol — vielleicht für das, was bleibt, wenn alles andere vergeht. Es schien niemandem zu gehören, keinem Jetzt, keinem Damals. Wie eine Erinnerung, die sich nicht zuordnen lässt, nur gefühlt, aber nicht benannt werden kann.

Die einzigen Überlebenden schienen die Würmer zu sein, die sich durch faule Äpfel fraßen — stumme Zeugen des Lebens, das sich auch im Verfall weiterwühlt. Lisa fragte sich, wie lange die Katze wohl schon hier lebte. Doch vielleicht war das die falsche Frage. Vielleicht war sie nie fort gewesen. Vielleicht war sie, wie das Haus, einfach nur die Form, in der die Vergangenheit wartete.

Die erste Erinnerung, die sich in Lisas Bewusstsein schob, war der stechende Geruch von Bohnerwachs — ein Duft, der sich wie eine Zeitspur durch ihr Gedächtnis zog. Damals war er allgegenwärtig, ein chemisches Echo, das sich in die Poren der Dinge gefressen hatte. Es war ein eigenartiger Ton zwischen Rost und Moosgrün, konserviert in alten Metalldosen, als hätte die Zeit selbst ihn eingekapselt. Auch Jahre später noch verströmte er diesen ätzenden, fast feierlichen Geruch, der an etwas Ursprüngliches erinnerte. Sie musste etwa vier Jahre alt gewesen sein, als sie an einem flirrend heißen Sommertag im Garten spielte — bei der kleinen Laube, wo die halbgeöffnete Dose stand, beinahe ausgetrocknet, aber ungebrochen in ihrer Präsenz. Der Geruch hatte überdauert. Wie eine Erinnerung, die sich nicht abnutzt, sondern tiefer einbrennt, je öfter man sie heraufbeschwört.

Was ihre Eltern einst verbunden hatte, blieb für Lisa ein ewiges Rätsel — eine Gleichung ohne Lösung, eine Geschichte mit zu vielen Lücken. Ihre Mutter, damals eine schöne, ernste Frau, und Serge, 15 Jahre jünger, beinahe ein Junge noch. War Lisa geplant? Diese Frage hatte sie sich oft gestellt, doch nie laut ausgesprochen. Es war nicht Angst, sondern etwas Tieferes — eine leise Scham, die sich nicht greifen ließ. Ein Gefühl, das sie nie ganz abschütteln konnte: dass sie ein Zufall war. Oder schlimmer noch — ein Irrtum. Ihre Umgebung wirkte oft wie eine Bühne, auf der sie nur eine Statistin war, ein Schatten unter grellem Licht. Nicht unsichtbar, aber auch nie ganz da.

Der Mensch denkt, also handelt er — aber nicht immer im Einklang mit sich selbst. Unser Denken formt unsere Bewegungen, lenkt unsere Kämpfe, bestimmt, was wir anziehen und was uns fortstößt. Lisa hatte früh begriffen, dass die Art, wie wir die Welt betrachten, uns auf seltsame Wege führen kann. Manche Menschen finden Ruhe, wenn ihre grundlegenden Bedürfnisse erfüllt sind. Andere jedoch — und Lisa war eine von ihnen — tragen eine Unruhe in sich, eine brennende Frage nach dem Warum, die sich nicht stillen lässt. Für sie war das Leben kein Fluss, dem man sich einfach hingibt. Es war ein Meer, das erforscht werden musste. Ohne Antwort blieb ihr Geist in Bewegung.

Manche verlieren den Mut, noch bevor sie die Kraft zur Frage aufbringen. Sie fügen sich, lassen sich treiben, körperlich anwesend, seelisch längst entkoppelt. Lisa kannte solche Menschen. Sie nannte sie innerlich „die Abwesenden“. Ihre Eltern zählten vielleicht dazu. Sie hatten nie gelernt zu kämpfen. Vielleicht fehlte ihnen der Glaube. Vielleicht die Liebe. Oder sie waren einfach zu müde, bevor das Leben richtig begonnen hatte. Feigheit? Vielleicht. Oder nur eine stille Kapitulation.

Und Lisa? Sie war geblieben. In der Erinnerung, im Zweifel, im Fragen. Doch was war es, das sie noch immer mit diesem Ort verband? War es der Geruch des Bohnerwachses, das Gras unter den nackten Füßen? Oder war es schlicht die Ahnung, dass hier etwas liegengeblieben war — ein Teil von ihr, den sie nie wirklich mitgenommen hatte?

Vielleicht war es nicht der Ort selbst, sondern das Echo ihrer Kindheit, das sie rief. Nicht der Garten, nicht die Laube, nicht einmal das Haus — sondern das, was sie dort zu sein geglaubt hatte. Ein Fragment, das nach Vollendung suchte.

Sie erinnerte sich an den Zug, mit dem sie einst hierhergekommen waren — an das dumpfe Rattern auf den Schienen, das gleichmäßig gegen das Herz schlug wie eine Vorahnung. Jener Zug schien nicht nur durch Landschaften zu fahren, sondern durch Schichten der Erinnerung selbst.

Doch wie hatte das Haus damals ausgesehen? Wer war es gewesen, der vor fünfundzwanzig Jahren hier gewohnt hatte? Das Bild war brüchig geworden, wie ein altes Gemälde, das zu lange dem Licht ausgesetzt war. Und doch: Das Gebäude war ihr noch vertraut. Drei Etagen, sechs Wohnungen. Vorn rechts die Großeltern — zwei Menschen, deren Leben sich still und grau verbrauchte. Links daneben lebten Lisa und ihre Mutter, zumindest anfangs.

Doch irgendwann war die Mutter verschwunden, nicht plötzlich, sondern in Etappen. Sie hatte sich langsam aus dem Leben geschlichen, auf leisen Sohlen und mit flackerndem Blick. Vielleicht hatte sie einfach aufgehört zu kämpfen. Vielleicht hatte sie nie wirklich angefangen. Alkohol war ihr Schlüssel zur Flucht, eine tägliche Betäubung, die sie von der Wirklichkeit abkoppelte wie ein Ast, der sich vom Stamm löst und doch noch eine Weile im Wind tanzt. Wohin sie dann ging, wusste niemand. Sie hatte sich in etwas Undefinierbares aufgelöst, eine Figur, die in der Geschichte fehlte, aber im Gedächtnis weiter atmete. Lisa war damals fünf Jahre alt. Ein Kind von auffallender Schönheit, hellblondes Haar, das im Sonnenlicht wie Seide leuchtete, und große, klare Augen, die mehr sahen, als ein Kind hätte sehen sollen. Sie wirkte wie ein Engel, der versehentlich auf eine Welt gefallen war, die ihn nicht verstand.

Die kleine Stadt, in der sie damals lebte, war ein Ort des Wartens. Die Menschen dort bewegten sich wie Schatten durch ihre Tage. Die Gesellschaft war gespalten: Auf der einen Seite jene, die das System enttäuscht hatte — ihre Kultur verloren, ihre Würde verletzt, ihre Stimmen leiser geworden. Auf der anderen Seite standen die, die noch suchten, nach einem Halt, nach einem Licht, das nicht flackerte. Doch die meisten fanden nur Ersatz: Alkohol, endlose Fernsehnächte, dumpfe Gespräche über das Wetter. Das Leben war zu einem mechanischen Vorgang geworden, einem sinnlosen Schleppen des Körpers durch Zeit und Raum, ohne Ziel, ohne Richtung.

Lisa hatte diese Muster früh durchschaut, ohne sie wirklich zu begreifen. Ihre Eltern, die Großeltern — sie alle tranken. Fast täglich. Und wenn sie nicht tranken, schliefen sie. Ein endloser Kreislauf aus Verdrängung und Vergessen. Die Wohnung war oft still, doch es war keine friedliche Stille — es war die Stille nach dem Sturm, in der nichts gesagt wird, weil alles längst gesagt worden ist.

Doch inmitten dieses Schweigens stand Lisa. Fragend, wach, verletzlich. Sie hatte überlebt, nicht weil sie stärker war, sondern weil sie sich weigerte, schwach zu werden. Noch nicht. Noch war da ein Licht in ihr.

Bereits mit fünf Jahren wusste Lisa — auf eine Weise, die sich nicht in Worte fassen ließ —, dass sie nicht hierhergehörte. Nicht in dieses Haus, nicht in diese Welt aus Schweigen, Schwere und dumpfer Betäubung. Sie hatte keine Wahl, als früh erwachsen zu werden. Es geschah nicht plötzlich, sondern lautlos — wie ein Schatten, der sich mit der Dämmerung ausbreitet. Viele Erlebnisse versuchte sie zu vergessen, nicht weil sie es wollte, sondern weil sie es musste. In manchen Momenten fühlte sie sich, als würde sie sich auflösen — verloren in Raum und Zeit, wie ein Traum, der in der Erinnerung verblasst, obwohl er das Herz nie ganz verlässt.

Manchmal überkam sie ein unbändiger Zorn. Kein Wutausbruch, kein Schrei. Eher ein inneres Beben, das sich lautlos in ihr Herz fraß. Dazu kam ein seltsames Unwohlsein — keine körperliche Übelkeit, sondern eine geistige, eine, die sich nicht benennen ließ. Etwas stimmte nicht. Mit der Welt. Mit den Menschen. Mit ihr selbst. Und doch schwieg sie. Immer. Sie hielt alles zurück, als hätte sie instinktiv verstanden, dass in dieser Umgebung selbst das Schreien zwecklos war. Es war, als lebte sie in einem Traum, gefangen in einem Vakuum, in dem Zeit bedeutungslos wurde.

Wann genau verwandelt sich das Denken eines Kindes in das eines Erwachsenen? Ist es ein schleichender Prozess — oder ein einzelner Moment, der uns plötzlich über eine unsichtbare Schwelle stößt? Sind Erwachsene wirklich immer umsichtiger, klüger, weiser? Oder ist das nur eine Illusion, genährt durch die Jahre, aber nicht durch die Erkenntnis?

Was geschieht, wenn Kinder weiser sind als jene, die ihnen eigentlich Orientierung geben sollten? Wenn ihr Blick klarer ist, weil er noch nicht von Lügen beschwert ist? Die Kette aus Ereignissen, aus Orten, Zeiten, Begegnungen — sie formt das Leben. Doch nicht nur das

Äußere bestimmt den Weg. Auch das Innere spricht mit: Charakter, geistige Stärke, Körper und Gefühl. Sie alle formen das Dasein zu dem, was es ist — oder was es hätte sein können. Was also beeinflusst das Denken in jungen Jahren? Warum entwickeln manche Kinder einen kritischen Blick, der sich so sehr vom verzerrten Weltbild der Erwachsenen unterscheidet? Vielleicht, weil sie nicht die Freiheit hatten, Kind zu sein. Vielleicht, weil Schmerz die Augen schneller schärft als Freude. Vielleicht aber auch, weil sie still beobachtet haben, wie sich Erwachsene selbst betrügen — und irgendwann beschlossen, es anders zu machen. Warum nur verhalten sich die Menschen so anders, als wir es uns wünschen? Ist es Schwäche? Selbstschutz? Unfähigkeit zur Nähe? Oder schlicht das Fehlen einer Sprache, in der sich das Eigentliche sagen ließe?

Lisa wusste keine Antwort. Aber sie hörte nicht auf zu fragen.

Sie erinnerte sich an jenen Sommertag, der sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis eingebrannt hatte — nicht wegen der Sonne oder des Spiels, sondern wegen des Schreckens, der aus der Unschuld wuchs. Es war ein Schrecken, der aus Unwissenheit geboren wurde, jener kindlichen Form von Unschuld, die keine Konsequenzen kennt.

Hinter dem alten Haus erstreckte sich ein Stall, schlicht, aus Holz gezimmert, erfüllt vom dumpfen Geruch der Tiere und der langsamen Wärme ländlichen Lebens. Kühe standen dort, Hühner scharrt im Staub. Auf der anderen Seite lagen die Gemüsegärten, sorgsam gepflegt, ein stiller Gegenpol zur Wildheit der Tiere. Inmitten des Hofes thronte ein Brunnen – alt, bemoost, ehrwürdig –, dessen Wasser den Tieren Leben schenkte und den Rhythmus der Tage bestimmte.

Jeden Morgen trieb der Hirte die Kühe hinaus auf die Weide, und am Nachmittag kehrte er mit ihnen zurück. Ein ewiger Kreislauf. Und dann – ein Bruch. Eines Tages, aus reiner kindlicher Neugier und ohne jedes Verständnis für die Tragweite ihrer Handlung, kippte Lisa das Kaliumsalz, das sie im Flur gefunden hatte, in einen Eimer Wasser. Es war das Trinkwasser für die Kuh ihrer Großeltern.

Kurz darauf war das Tier tot.

Lisa verstand es zunächst nicht. Doch als sich das Schweigen der Erwachsenen verdichtete und die Blicke schärfer wurden, sickerte die Erkenntnis langsam in ihr Herz. Sie hatte – ohne es zu wollen – die Hauptnahrungsquelle ihrer Großeltern zerstört.

„Was habe ich nur getan?“ dachte sie, und eine Welle der Schuld flutete sie. Doch sie konnte es nicht sagen, wagte es nicht, die Wahrheit auszusprechen. Der Tod der Kuh wurde zu einem stummen Begleiter ihrer Kindheit, ein Schatten, der sich nicht vertreiben ließ.

Einige Tage später blickte sie verstört auf das große Stück Fleisch, das ihre Großmutter in die Küche trug — ein Stück, das bereits von Würmern durchsetzt war. Lisa starrte es an, als sähe sie darin das Verderben selbst. Die Großmutter bereitete daraus ein Mahl, das Lisa beinahe zur Übelkeit trieb. Der Geruch, die Vorstellung – alles daran war zu viel.

Und doch liebte Lisa ihre Großmutter. Auf ihre eigene, kindlich-verwirrte Weise. Trotz allem. Doch Lisa erkannte früh, dass diese Liebe eine Konkurrenz hatte: den Alkohol. Die Flasche war der ständige Begleiter ihrer Großmutter, verlässlicher als jedes Gebet. Lisa hatte stets geglaubt, die Großmutter habe sich über all die Jahre nicht verändert — und doch veränderte sie sich täglich, nur kaum merklich, wie ein Stein, der vom Regen geformt wird.

Sie erinnerte sich an das geschwollene Gesicht, das von Müdigkeit und überstandenen Wintern sprach, an die krummen Finger, die von Mühen erzählten, nicht von Zärtlichkeit. Und immer war da dieses Kopftuch – ein grauer Schleier über allem, das sowohl Geheimnisse bewahrte als auch das Schweigen hütete.

Lisa begriff erst viel später, dass Liebe nicht immer sanft ist. Manchmal ist sie rau, verworren, überlagert von Dingen, die man nicht versteht. Und manchmal muss man sie ausgraben, unter all den Schichten aus Schmerz, Schuld und Geschichte.

In dieser bescheidenen Wohnung, bestehend aus zwei Zimmern und einem schmalen Flur, herrschte eine stille Intimität – nicht aus Wahl, sondern aus Notwendigkeit geboren. Der größere Raum war mehr als nur ein Zimmer: Er war Bühne und Rückzugsort, Küche, Wohnzimmer, Gästezimmer – ein Universum im Kleinen. In seiner rechten Mitte thronte der Ofen wie ein stilles Herz, das Wärme spendete und Erinnerungen bewahrte. Ein kleiner Schrank und eine schlichte Tischplatte rahmten ihn ein, während auf der rechten Seite ein Eimer mit frischem Wasser stand – ein stilles Zeugnis alltäglicher Rituale.

Nahe dem Fenster, fast unscheinbar, stand ein kleiner Schreibtisch. Dort fanden Gedanken Platz, dort wurden Träume heimlich zu Papier gebracht, bevor sie vom Rauch des Ofens wieder davongetragen wurden. Auf dem Ofen, links, ruhte ein kleines Radio – alt, krächzend, und doch lebendig. Es sendete Volksmusik, die den Raum mit einer seltsamen Fröhlichkeit füllte, als wolle sie gegen die Schwere des Lebens ansingen. Am Abend wurde es zur Stimme der Kindheit – wenn Märchen und Lieder durch die Dämmerung schwebten.

Der angrenzende Raum war Schlafzimmer, Rückzug und Stille zugleich. Zwei Betten: das eine nahe dem Ofen, in einem Hauch von Wärme gebettet; das andere stand einsam am Fenster, von kaltem Licht umspült. Links davon ein Kleiderschrank, gefüllt mit dem Nötigsten – Kleidung, die mehr Schutz war als Ausdruck.

Durch die beiden mittigen Fenster fiel der Blick auf den Garten. Ein Garten, der in leisen Farben blühte, als würde er heimlich hoffen, jemand bemerke ihn. Dahinter zog die Straße vorbei, gleichgültig und leise, als trüge sie das Leben der anderen weiter.

Im Garten lebte ein Hund, eingesperrt in ein kleines, auffälliges Hundehaus, stets an eine kurze Kette gebunden. Er war da – sichtbar, lebendig –, und doch war er wie ein Schatten, der nie wirklich Teil der Natur war. Freiheit war ihm fremd. Er roch sie nur, wenn der Wind durch das Gras fuhr.

In der Küche stand ein einfaches Waschbecken aus Aluminium. Kalt. Funktional. Es diente zum Waschen von Händen und Gesicht, manchmal auch von Hoffnungen. Die einzige Seife – eine feste, grobe Kernseife – galt als stiller Luxus. Sie roch nach Einfachheit, nach Kindheit, nach Vergangenheit.

Der Großvater, der Tag für Tag sein Leben in der Fabrik fristete, gönnte sich einmal in der Woche das Ritual einer Dusche. Für einen kurzen Moment war er dann nicht nur sauber, sondern fast wieder Mensch. Doch der Ort, an dem er arbeitete, war eine Welt aus Lärm und Hitze – keine Werkstatt, sondern ein Moloch aus Metall, Dampf und Schweiß. Rohre hingen wie Adern von der Decke, aus denen trübe Flüssigkeit sickerte. Der Boden war glitschig, die Luft stickig, das Hämmern der Maschinen allgegenwärtig – wie ein Herzschlag, den man nicht mehr spürt, weil er zu laut ist.

Dort, zwischen Dampf und Dunkelheit, verlor sich der Mensch. Nur seine Hände blieben, schuftend, funktional – und sein Schweigen, das er abends mit nach Hause brachte.

Vor der Fabrik stand ein riesiger Kanister, gefüllt mit einer dunklen, öligen und zähflüssigen Substanz – als hätte man den Schmutz und das Blut der Maschinen gesammelt, um ihnen ein eigenes Gefäß zu geben. Neben ihm lagen alte Reifen, zerfurcht und aufgerissen, wie die Überreste eines gescheiterten Aufbruchs. Der Boden war staubig, die Luft trocken, und in dieser rauen Szenerie verwischten sich die Grenzen zwischen Traum und Realität. Hier wurde das Leben nicht gelebt, sondern durchgestanden – in zähen Tagen, die sich wie endloser Brei zogen.

Es war ein Ort, an dem die Hoffnung nur selten Wurzeln schlug.

Von ihrem Großvater ist Lisa nur eine einzige, scharfe Erinnerung geblieben. Sie war ein Kind, vielleicht sechs Jahre alt, es war ein gewöhnlicher Sommertag. Sie spielte im Garten, barfuß, mit einem Rest von Unbekümmertheit, den man ihr noch nicht hatte nehmen können.

Ihr Großvater saß auf einem alten Stuhl vor dem Haus, zusammengesunken wie eine leere Schale, die einst voller Geschichten war. Doch heute – wie fast immer – war er betrunken, seine Augen trüb, der Blick auf einen Punkt in der Ferne gerichtet, den nur er sehen konnte. Lisa, klein und mit einer Ahnung von Gerechtigkeit im Herzen, wagte es, seine Lebensweise infrage zu stellen. Vielleicht war es eine kindliche Bemerkung, vielleicht ein wacher Blick – doch irgendetwas daran rührte an seinem Stolz, seinem Schmerz, seiner Scham. Ohne ein Wort bückte er sich, hob einen kleinen Stein vom Boden auf und warf ihn in ihre Richtung – nicht mit Kraft, aber mit Absicht.

Der Stein traf sie – genau in der Mitte zwischen den Augen.

Blut schoss hervor, die Welt schwankte, und ein Moment, der so klein hätte sein können, wurde zur Ewigkeit. Die Wunde heilte mit der Zeit, doch die Narbe blieb. Nicht nur auf ihrer Haut, sondern tief in ihrer Erinnerung, als Zeichen einer Liebe, die sich selbst nicht retten konnte.

Der Stein war nicht nur ein Stück Erde – er war ein Fragment gescheiterter Männlichkeit, ein Symbol jener Hilflosigkeit, die sich in Wut entlädt, wenn Worte fehlen. Vielleicht wusste er in diesem Moment nicht, gegen wen er sich eigentlich richtete. Vielleicht traf der Stein nicht Lisa, sondern sein eigenes Spiegelbild, das er nicht ertragen konnte.

Für Lisa wurde dieser Augenblick zum stillen Zeugnis einer Kindheit, in der Zärtlichkeit immer wieder dem Zorn wich – einem Zorn, der weniger gegen sie als gegen das eigene Scheitern gerichtet war.

Im Garten fand Lisa ihre Zuflucht – ein Reich, das sie mit Fantasie und Leben füllte. Die Blätter der Bäume wurden zu Geld, Blüten zu Waren in einem imaginären Handelssystem, das gerechter war als alles, was sie aus der Welt der Erwachsenen kannte. Dort, wo andere Grenzen sahen, sah sie Möglichkeiten. Mit kindlicher Hingabe kletterte sie auf den alten Kirschbaum, dessen Äste sich im Sommer unter der Last reifer Früchte bogen. Der Geschmack der Kirschen – süß, mit einem Hauch von Sonne und Freiheit – brannte sich in ihre Erinnerung wie ein leuchtender Augenblick des Glücks.

Doch der Herbst brachte nicht nur fallende Blätter, sondern auch den Beginn eines neuen Abschnitts. Lisa kam in die Schule – ein Ort, der ihr zunächst fremd erschien. Zu viele Stimmen, zu viele Schritte, zu viele Regeln. Aber Lisa war anpassungsfähig. Wie eine Pflanze, die auch in steinigem Boden Wurzeln schlägt, gewöhnte sie sich rasch an die neue Umgebung. Bald wurde sie zur eifrigen Leserin, verschlang ein Buch nach dem anderen und war die Erste, die offiziell in der Schulbibliothek aufgenommen wurde. Bücher waren für sie wie verborgene Türen – hinein in andere Leben, fern von der eigenen Wirklichkeit.

Beim Essen jedoch blieb sie eigen: Ihr Körper lehnte vieles ab, als würde er sich weigern, die Schwere der Welt in sich aufzunehmen. Sie ernährte sich fast ausschließlich von Obst, Beeren und Süßigkeiten – den letzten Resten kindlicher Leichtigkeit in einem Alltag, der zunehmend vom Schatten durchzogen war.

Und dann war da jener Abend. Die Nacht lag schwer über dem Haus, als plötzlich ein ohrenbetäubender Lärm Lisa aus dem Schlaf riss. Stimmen, Schreie, das Grollen der Gewalt. Im Flur kam es zum Streit – ihr Vater, der sich mit einem Mann eingelassen hatte, den alle nur flüsternd erwähnten: ein berüchtigter Bandit, dessen Name Angst verbreitete wie kalter Rauch.

Lisa sah, wie die Axt niederging.

Ein einziger Hieb – auf den Kopf ihres Vaters. Blut, das in dunklen Linien über sein Gesicht floss. Der Angreifer verschwand, und ihr Vater taumelte ins Haus zurück, verband sich selbst notdürftig mit alten Stoffresten, während sein Atem flatterte wie ein Vogel im Käfig. Lisa stand wie erstarrt. Das, was sie erlebte, war keine Szene aus einem ihrer Bücher – es war die ungeschönte Härte des Lebens. Ihr kleiner Körper konnte die Angst kaum fassen, sie fror in ihr fest, ein bleierner Schatten, der sich tief in ihre Seele grub.

Ihr Vater überlebte. Doch was blieb, war mehr als eine Wunde. Es war eine unsichtbare Kette, die ihn an seine Peiniger band. Fortan lebte er nicht mehr frei – er war ein gebrochener Mann, gefangen in den Schuldverstrickungen eines Systems, das stärker war als er selbst. Für Lisa war dies der Moment, in dem ihre Kindheit einen Riss bekam – einen, der nicht mehr zu schließen war.

Lisa war nie ein gewöhnliches Kind. Sie fand rasch Anschluss an die Nachbarskinder, die vier Jahre älter waren als sie – eine Kluft, die für viele ein Hindernis gewesen wäre, doch nicht für Lisa. In ihrer Art zu denken, zu beobachten, zu fragen, lag eine Reife, die selten war in diesem Alter. Sie sog jedes Detail des Lebens auf, aus Angst, etwas zu verpassen – als würde sie tief in sich spüren, dass Zeit nicht unbegrenzt sei, dass jedes flüchtige Erlebnis ein Baustein ihres künftigen Selbst werden würde.

Ihr Wissensdurst war unersättlich. Sie wollte mehr vom Leben – nicht nur dabei sein, sondern es gestalten, verstehen, durchdringen. Ihre Träume waren groß: Journalistin oder Schauspielerin wollte sie werden. Zwei Berufe, zwei Wege, die sich auf wundersame Weise in einem Punkt berühren – im Erzählen von Wahrheit, von Emotion, von Leben.

Und nun, drei Jahrzehnte später, steht sie wieder vor dem Ort, an dem all das begann. Vor dem Haus, das einst Bühne ihrer Kindheit war – und nun stille Ruine, die in ihren geborstenen Wänden ein Echo ihrer Träume trägt. Sie ist angekommen. Die Hindernisse, die Armut, die Angst, das Schweigen – sie hat sie alle überwunden. Heute kennt man ihren Namen über die Grenzen des Landes hinaus. Sie ist Journalistin geworden, eine Stimme, die zählt.

Die Bank, die einst am Zaun stand, ist verschwunden. Zerfallen unter dem leisen Druck der Jahre, vom Regen genährt, vom Wind zersetzt. Nichts bleibt für immer, nicht einmal Holz.

Doch in Lisas Erinnerung lebt sie weiter – jener Ort, an dem sie mit ihren Freunden saß, lachte, Pläne schmiedete. Neben der Bank wuchsen Pfingstrosen – ihre schweren, duftenden Blüten ein Symbol für das Flüchtige, das Schöne, das Schmerzhaft.

Der Garten war einst ein Reich des Überflusses. Stachelbeeren, Johannisbeeren, reife Bohnen am Ende des Sommers – jedes Gemüse, jede Frucht ein Fest für die Sinne. Lisa erinnert sich, wie sie mit ihren Freunden auf das nahegelegene Erbsenfeld schlich. Das Öffnen der grünen Schoten, das Entdecken der zarten, kühlen Erbsen darin – es war wie das Öffnen einer Schatztruhe. Eine einfache Freude, aber voller Bedeutung.

Aus irgendeinem Grund konnte Lisa sich fast ausschließlich an Sommertage erinnern.

Vielleicht, weil der Sommer ein Zustand war, kein bloßer Abschnitt im Jahr – ein Innehalten zwischen Angst und Hoffnung, zwischen Enge und Weite. Die Winter hingegen waren lang und hart, mit Schneemassen, die alles in Schweigen hüllten. Einmal, an einem besonders kalten Wintermorgen, verlor Lisa auf dem Weg zur Schule beinahe die Orientierung. Ein Schneesturm tobte über die Stadt, die Straße lag unter einer weißen Decke verborgen, und jeder Schritt war ein Tasten im Nichts. Der Schnee stach wie tausend Nadeln auf ihrer Haut – ein Schmerz, der mehr war als Kälte: eine Erinnerung an die Zerbrechlichkeit des Lebens.

Die Schule war für Lisa ein geheimnisvoller Ort – nicht nur wegen der vielen Kinder, sondern weil sie dort erstmals spürte, dass das Leben mehr sein konnte als nur Überleben. Schon bald spielte sie Theater, tanzte Ballett, stand im Licht, das nicht von Lampen, sondern von Aufmerksamkeit wärmte. Der Applaus war ein Versprechen: Du bist nicht unsichtbar.

Das Schulessen jedoch war für sie ein täglicher Kampf. Der Geruch der Kantine verursachte ihr Übelkeit. Nur Kartoffelpüree mit frischem Tomaten- und Gurkensalat konnte sie essen.

Das Kotelett in der Schüssel ließ sie stets unangetastet – bis eines Tages die Direktorin sie zwang, es zu essen. Lisa schluchzte, aber sie gehorchte. Sie lernte, dass Anpassung manchmal Schmerz bedeutet, und dass Gehorsam nichts mit Würde zu tun hat.

Nachmittags spielte sie mit den Nachbarskindern – auf der Straße, in Höfen, auf Dächern. Ihre Freunde versuchten, Erwachsenen zu ähneln – nicht jenen, die Weisheit ausstrahlen, sondern

jenen, die Härte und Zynismus vor sich hertrugen wie ein Schild. Zigaretten, billiger Alkohol – alles war verfügbar. Und obwohl Lisa Teil dieser Welt war, blieb sie innerlich auf Abstand. Das Spiel mit der Gefahr war für sie nur ein Test: Wie weit kann ich gehen, ohne mich zu verlieren?

Eines Tages kletterte sie auf ein Hausdach. Der Sprung zum benachbarten Gebäude misslang. Sie stürzte – und landete neben einem Brett, aus dem ein rostiger Nagel ragte. Ein paar Zentimeter mehr, und alles hätte anders enden können. Noch heute denkt sie an diesen Moment. War es bloß Zufall? Oder schritt da etwas Unsichtbares ein – ein Schutzengel, der wusste, dass ihre Geschichte noch nicht zu Ende erzählt war?

In den warmen Monaten zog es die Kinder zum Teich – ein Ort der Freiheit, verborgen und verlockend. Lisa durfte nicht dorthin. Ihr Vater hatte es ihr verboten. Doch das Verbot wog leicht gegen den Drang, Teil des Lebens zu sein. Und so ging sie, mit nichts als einer leeren Plastikflasche in der Hand, auf der Suche nach dem Wunder des Schwimmens. Der Teich wurde zur Bühne ihrer Entschlossenheit. Als sie zum ersten Mal von einem Ufer zum anderen schwamm, fühlte sie etwas, das größer war als Stolz: Sie fühlte Selbstwirksamkeit. Den Triumph über die eigene Angst.

Eines Tages war das Wasser des Teiches seltsam rosa. Eine schimmernde, fast leuchtende Schicht lag auf der Oberfläche, blubbernd wie ein lebendiger Schleier. Ein chemischer Schaum vielleicht – Zeichen dafür, dass sich etwas verändert hatte. Doch Lisa schenkte dem damals kaum Beachtung. Sie sprang trotzdem hinein, tauchte ein in das leise zischende Wasser, als wäre es nur ein weiteres Sommerabenteuer. Dass ihr nichts geschah, schien wie ein weiteres Mal Glück – oder ein weiteres Zeichen, dass ihr Schutzengel wachsam blieb. Heute, Jahrzehnte später, erkennt sie, wie sehr sich alles verändert hat. Der Teich ist verschwunden, von Schilf überwuchert. Vor dem Haus, wo einst eine schlichte Rasenfläche war, stehen nun hohe Bäume, deren Äste sich im Wind neigen wie alte Wächter der Erinnerung.

Dreihundert Meter rechts gabelte sich die Straße. Dort lag ein großer Friedhof. Schon damals wirkte dieser Ort düster – nicht wegen der Gräber, sondern wegen der Schwärme von Krähen, die Tag und Nacht über den Baumwipfeln kreisten. Ihr Krächzen begleitete die Tage wie eine unheilvolle Melodie.

Lisa war nie anspruchsvoll, aber sie war wach. Alles wollte sie wissen, alles verstehen. Die Erwachsenen um sie herum – Eltern wie Großeltern – waren selten ansprechbar, versunken in ihrem Rausch. Und so organisierte sie ihr Leben selbst: ein Kind, das die Zügel des Alltags in kleine, zarte Hände nahm.

Jetzt, während sie dasteht und auf die Spuren ihrer Vergangenheit blickt, steigen ihr Tränen in die Augen. Sie erinnert sich an einen besonders kalten Wintertag. Auf der Rückseite des Hauses, in einer unauffälligen Lücke zwischen den Mauern, verbarg sich ein kleiner Raum – eine Art Versteck, ein vergessener Ort. Dort, in diesem dunklen Winkel, fand sie ihre Mutter. Ein Bild, das sich eingebrannt hat: Ihre Mutter, geschwollen vom Alkohol, in schmutziger Kleidung, lag auf dem Boden. Keine Worte, kein Blick, nur das Dröhnen der Leere. Sie war weit gefallen – illegal hauste sie dort, abseits der Welt, getrieben von einer Sucht, die alles überlagerte. Gelegenheitsdiebstähle sicherten ihr das, was ihr Körper verlangte. Keine Arbeit, keine Würde. Nur der nächste Schluck.

Lisa war noch ein Kind – doch in diesem Moment wurde sie älter, als sie es je sein wollte.

Alle Kleidungsstücke, die Lisa besaß, stammten von Nachbarn oder entfernten Verwandten. Ihre Eltern kauften ihr nie etwas – weder aus Mangel an Geld noch an Interesse. Lisa nahm dies gelassen hin; ihre Zeit verbrachte sie entweder in der Schule oder mit ihren Freunden. Doch jetzt stand sie in diesem kleinen Raum, dem Ort, der immer ein Spiegelbild der Entfremdung war, und sah ihre Mutter an.

Natürlich war sie wütend, weil ihre Mutter sich nie für sie interessiert hatte – nicht einmal abends, wenn sie sich ins Bett legen wollte, las sie ihr ein Buch vor. Aber Lisa war schon weitgehend unabhängig; sie konnte lesen, sie konnte für sich selbst sorgen. Es war nicht das Fehlen der materiellen Dinge, das sie schmerzte – es war das Fehlen von Liebe, von Fürsorge, von einer Mutter, die da war. Diese schmerzliche Wahrheit konnte sie jedoch irgendwie überwinden.

Auf dem Boden lag Geld verstreut. Lisa sah es, hob es auf und steckte es weg. Ein plötzliches, unbehagliches Gefühl überkam sie – ein leises Schamgefühl, das wie ein dunkler Schatten an ihr zog. Und doch war es nicht die Scham, die sie am meisten quälte, sondern die tiefe Traurigkeit über das Leben ihrer Mutter, das in einer solch hoffnungslosen Situation verfangen war.

Später fragte sie sich immer wieder, ob sie sich falsch verhalten hatte – ob sie mit dem Geld vielleicht ihre Mutter betrogen hatte, das einzige, was sie in dieser Welt noch besaß.

Aber die Wut war größer als das Mitleid. Sie konnte den Zorn nicht abschütteln, dass ihre Mutter nie den richtigen Weg gefunden hatte, dass sie nicht in der Lage war, aus diesem Kreislauf von Sucht und Verzweiflung zu entkommen.

Was Lisa damals nicht wusste, war, dass ihre Mutter schon einmal ein Kind verloren hatte – ihre erste Tochter, die mit nur drei Jahren gestorben war. Lisa war ihr zweites Kind. Die Tragödie hatte sich tief in das Leben ihrer Mutter eingegraben und nahm einen stillen Platz in der Geschichte ihrer Familie ein.

Es schien, als sei Lisas Schicksal vorbestimmt, als wäre sie dazu verdammt, niemals wirklich aus dem dunklen Loch herauszukommen, in das sie immer wieder zurückfiel. Sie hatte immer wieder gekämpft, war immer wieder aufgestanden, doch es fühlte sich an, als ob die Welt sie immer wieder zurückzog.

Jetzt, mit 36 Jahren, stand sie hier, vor diesem verwitterten Haus – eine international gefragte Journalistin, die den Schmerz und die Härten ihres Lebens mit sich getragen hatte. Es schien, als hätte sie es geschafft, aus diesem Teufelskreis auszubrechen, in dem das Leben sie so oft niedergerissen hatte. Doch dann, als sie das Haus betrachtete, in dem all das begann, brach sie zusammen.

Tränen rannen ihr über das Gesicht. All die Schicksalsschläge, all die Wunden, die sie sich selbst und der Welt zugefügt hatte, kamen jetzt auf sie zu. Und jetzt – als sie das Gefühl hatte, das Leben endlich wieder in den Griff bekommen zu haben – kam der Schlag. Krebs.

Unheilbar. Die Ärzte hatten ihr gesagt, sie hätte nur noch wenige Jahre zu leben.

Und dann, als sie sich in diesen Moment versank, etwas seltsames... Sie wurde abgelenkt.

Es war ein merkwürdiges Gefühl. Spätherbst. Das Geräusch eines Flugzeugs, das mit einem durchdringenden Dröhnen den Himmel durchbrach, schnitt durch die Stille. Ein Geräusch, das für sie immer mehr war als nur ein Geräusch – es fror sie ein, brachte sie in ein Gefühl der Leere.

Ein Bild formte sich in ihrem Kopf: ein kleiner, zugefrorener Teich, der Geruch von gefällten Bäumen und eine völlige Totenstille. Es war, als ob die Welt in diesem Moment stillstand – als ob alles um sie herum erstarrt war.

Doch der Moment der Stille hielt nicht lange an.

Es zerriss sie. Die Stille zerbrach sie innerlich, als sie realisierte, dass auch ihr eigenes Leben auf diese Weise eingefroren war – ein stetiger, unausweichlicher Prozess, der sie nicht mehr losließ.

Bald zog sie mit ihrem Vater um. Es war ein winziges Häuschen, kaum mehr als ein Provisorium, bestehend aus einem einzigen Zimmer und einem schmalen Flur. Schon damals empfand sie diesen Ort als abweisend, fast feindselig – als hätte selbst das Mauerwerk jede Wärme verloren.

Gleich hinter dem Eingang befand sich etwas, das man mit gutem Willen Küche nennen konnte: ein schlichter Tisch, ihm gegenüber ein alter Ofen, dessen Metall im Halbdunkel matt schimmerte. Weiter hinten wurde der Raum durch eine ausgebleichte Gardine geteilt – ein zarter Stoff, der mehr Illusion als Grenze war. Links stand ein durchgesessenes Sofa, rechts ein schmales Bett, in dem Lisa schlief.

Das Zimmer lag fast ständig im Schatten. Selbst am Tag drang nur spärliches Licht durch die kleinen Fenster, als hätte es Mühe, sich gegen die Schwere der Luft zu behaupten. Es roch nach Staub, nach altem Rauch, nach einem Leben, das sich zu eng an seine Wände presste. Die Dunkelheit war nicht nur eine Frage des Lichts – sie war ein Zustand

